

(Nachdruck verboten.)

## 287 Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

So kam es, daß immer mehr Stimmen auf den Erhard sich vereinigten. Teilweise war dies schon angenehm im Hinblick auf das Freibier, das der Erhard bei der Wahl ausschütten würde, andere dachten, daß so der Kirche gedient sei. Und wer der Kirche Freund ist, darf sich auch in der Sünde ein gutes Stücklein leisten und bekommt doch den Himmel als Erbteil ab. Denn die Seelsorger sind im Grunde genommen doch nichts anderes als Gottesadvokaten, und wer mit diesen gut Freund ist, kann das Jenseits ruhig abwarten — bis es kommt. Andere aber dachten daran, den alten tüchtigen Bürgermeister zu werfen, damit sie um so eher an das Ruder kämen.

So wurde der Erhard Bürgermeister von Gutenberg und stand somit im Zenith seines Glückes und Ruhmes und am Ende seiner Wünsche.

Der Findling hatte dem Erhard ein dickgeschriebenes „Nein“ gestimmt, und ein noch dickeres „Ja“ dem alten Bürgermeister. Dann war er unzufriedener als je in der letzten Zeit im Adler gesessen und hatte gesehen und gehört, wie das „Kannegießen“ vor sich geht. Und als dann das Resultat der Wahl verkündet wurde, da freute er sich über die Freude, die nun die Schlüsselwirtsraden hatte.

Aber die anderen Gäste im Adler schimpften laut und der Doktor wurde krebsrot vor Aerger.

Doch da half alles nichts. Trotzdem wollten der Zorn und die Galle, die im Doktor aufgestiegen, einen Dämpfer. Er nahm sich den abgedankten Bürgermeister, der auch im Adler saß, vor, und ehe es lang ging, lagen sich die beiden in den Haaren. Und so ging's durchweg. Alle Parteifreunde machten sich Luft im Loslassen ihres Grolles auf den lieben Freund, der gerade da war.

Im Schlüssel war ein Jubel, daß die Wände zitterten. Und das Freibier schäumte, daß es eine Freude war. Und in all der triumphierenden Lautrederei stand der Erhard im Bollgefühl seiner Würde.

Der Findling hing in all dem Hader, der in seinem Herzen austobte, einem Gedanken nach. Und dieser Gedanke war da auf der Schwelbe, zum Entschlusse unzulippen.

Bislang war er ein armer Schlucker gewesen, aber frohen Sinnes, und seit er den Meierhof geerbt, hatte der Teufel die Hände im Spiel. Und immer, was er begann oder unterließ, fragte er sich: „Ist das gut oder böse?“ Und so machte er sich ein trübseliges Leben. War es da nicht besser, los und ledig der Grillen zu sein, ein froher Habenicht's?

Und die weil der Findling diesen Gedanken in seinem Hirn herumwälzte, kam er am Schlüssel vorbei. Und da er in der Stube die Madlen erblickte, er aber im Dunkel des Abends nicht gesehen wurde, blieb er stehen und ließ seine Augen weiden zu seinem Herzenswohl. Und wie er so stand und immer die Madlen anschaute, fand er, daß seine Herzensliebste blässer und schmal geworden war, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte. Und da gab es ihm bitter böse Stiche in das Herz und er kam sich ganz erbärmlich vor. Am liebsten wäre er in die Stube gerannt und hätte gesagt: „Madlen, sei mir nicht böse und hab mich wieder lieb!“

Da kam die Madlen zur Stube heraus, und dem Findling wurde noch fagenjämmerlicher zumute. Aber er wollte warten, um die Madlen nochmal zu sehen. Und als er in der Stube gar noch den Hirschenwirtsbub sah, schwoll sein Herz ganz gewaltig an vor Eifersucht. Da war ihm, als breche sein Glück über ihm zusammen, und er sah eine wutentschende Zukunft voraus. Zu all dem Glend kam er sich aber noch als der allergrößte Esel vor, weil er seinen dummen Trozkopf aufgesetzt hatte dazumal. Dennoch kam ihm nicht der erlösende Gedanke, einfach hinzugehen und mit einem Kuß den Troß und Streit zu begraben. Die Eifersucht war schuld daran, macht diese Krankheit doch aus unserm Herzen eine häßliche, giftgeschwollene Kröte.

Die weil war die Madlen unter die Tür getreten. Sie rief ihren Vater, der eben den Herrn Kaplan ein Stück Wegs geleitete. Da wollte der Findling die Flucht er-

greifen. Aber im selben Augenblicke faßte der Erhard den Burschen am Arm und sagte:

„Komm doch rein, 's ist für Dich immer noch wie früher ein Stuhl und Glas frei im Schlüssel!“

„Vater!“ rief da die Madlen, die den Findling nicht sah. „Gell, Madlen, er soll hereinkommen!“ sagte da der Erhard.

„Wer?“ fragte die Madlen.

„Der Findling.“

Wäre ein irrsinnig gewordener Hornissenschwarm auf die Madlen zugeschwärmt, sie hätte nicht eiliger und entschlossener, wie's dem Findling schien, die Flucht ergreifen können.

Darum sagte der Bursch verdutzt, als hätte man über ihm einen Kübel kaltes Wasser ausgeschüttet:

„Ich dank, Schlüsselwirt, aber Ihr seht, die Einladung ist nicht allerseits.“

Er machte sich los und ging eilig nach Hause.

Der Erhard aber brummte ihm ärgerlich etwas nach, und als er drinnen auf die Madlen stieß, deren rotgeweinte Augen er in seinem Bürgermeisterdusel gar nicht sah, legte er los. Und zwar je mehr um so kräftiger, da ihm einesteils die Madlen nicht widersprach, und dann fühlte er sich schon ordentlich durchdrungen, beinahe aufgebläht von seiner neuen Würde und dem Amt.

Er sagte zur Madlen, die nicht mußte und stille hielt wie ein ungeschoren Schäflein im Hochsommer:

„Wie kannst Du nur so grob sein, Madlen? Und noch gerade der Findling, das ist doch ein braver Bursch. Ja, was bildest Du Dir denn ein? Wenn Du so weiter machst, schlagen alle Männer vor Dir ein Kreuz. Drin sitzt der Hirschenbub, den schauft Du nicht an, und draußen — ja zum siebigen Donner! — nein, heut nicht fluchen! Ja, was soll denn das, wenn der Vater etwas sagt? Dann gilt's, verstehst Du? Siediges heißes Donnerwetter!“

Den letzten, allgemeineren Teil seiner Rede hielt nun der Erhard allerdings mehr für sich allein. Die Madlen zog vor, den Rückzug anzutreten. Dennoch war der Erhard nicht wenig stolz auf seinen Sieg. Den Schluß zog er nicht aus dem Gebaren seines sonst so eigensinnigen Kindes. Er dachte nicht einmal daran. Drin in der Stube sagte er zu dem Hirschenbuben, als der ihm vorjammerte wegen der Madlen:

„Sei nur kein Frosch, Du Esel, ich hab ihr's jetzt gegeben!“

Da nahm der Hirschenbub einen Anlauf. Aber er kam auf zu glattes Eis und spreizte die Beine, bis er hinfiel und ein dummes Gesicht an den Himmel machte.

Der Bub ging zur Madlen hin und setzte sein geistreichstes Lächeln auf. Wenn er dies tat, behauptete sonst die Madlen, er stülpe seine Nase aufwärts. Aber heut achtete sie gar nicht darauf. Sie dachte an ihren Findling und kam sich wie eine Gans vor. Und wie der Hirschenbub so redete, so horchte sie gar nicht hin; sie nickte nur immer. Da schwoll dem Hirschenbub der Kamm wie einem Trutbahn, der mit Schnaps getränktes Brot gefressen hatte. Der Bursch wurde unternehmungslustig, denn bislang konnte er nicht einmal den zehnten Teil reden wie heut, und die Madlen war ihm schon über den Mund gefahren. Und so fragte er die Madlen denn, ob sie ihn leiden könne, und als das Mädchen nickte, ohne zu horchen, da stieß er einen Suchzer aus wie verrückt. Die Madlen schnappte in die Höhe und die Wasserschöpfe aus dem Schwentwasser mit ihr, der Inhalt aber über beide, und das Bad war geschehen. Da legte die Madlen los. Und als der Hirschenbub sie trösten wollte, da kam sie sich ganz verunglückt vor und verlassen und einsam. Doch hinderte dies sie nicht, dem Hirschenbuben zu sagen, er solle sie von jetzt ab in Zukunft in Ruhe lassen. Als der Erhard den Frieden wieder herstellen wollte, kamen der Madlen die Tränen, und sie ging hinaus in ihr Stüblein. Dort weinte sie ganz erbärmlich, und als die Freundin, die Madlen der Liesl, heraufkam, da sagte sie:

„Jetzt müssen wir doch zu ihm hinausgehen, weißt Du, ich halt's nicht aus, und der Vater meint auch, ich sei nicht recht zu ihm gewesen.“

Und als das heraus war und der Troß dazu, da ging es nicht lang und die beiden Madlen machten Pläne und verwunderten sich jetzt schon, was für ein Gesicht er wohl machen würde, wenn sie zu ihm kämen.

Der Findling aber erleichterte sich sein Gemüt auf seine Weise. Es war nun gewiß, daß die Madlen ihn verabscheute. Und da kam ihm dieses Bewußtsein zu Hilfe und machte seinen Gedanken zum Entschlusse. Wozu brauchte er Reichtum, wo doch kein Glück war? Und dann auch war das Auspähen zu Ende, das er über seine Seele ausübte, um ja nichts Unrechtes zu tun, wenn er weggab, was ihn drückte. Er wollte wieder froh sein, wie vorher, und den Reichtum des Erbes weggeben.

So kam er nach Hause, und als er seinem Vater Simon seinen Entschluß mitteilte, kam er sich klug vor wie weiland Diogenes. Der Simon aber hatte seine eigenen Gedanken:

„Was denkst Du dann anzufangen?“ fragte er.

„Dann — dann leben wir weiter wie jetzt. Ich arbeite und verdiene und so geht's zufrieden weiter.“

„Und die Madlen aus dem Schlüssel?“

Der Findling gab da keine Antwort.

Aber der Simon lächelte vor sich hin. Er kannte wohl den Trogkopf der beiden, aber er wußte, daß der Liebe nichts vor ist. Und als der Findling nicht antworten wollte und vor sich hingrübete, da drängte der Alte:

„Was dann mit der Madlen?“

Und wie die Liebe ist, eigen und hoffenselig, kam dem Findling die Hoffnung wieder. Die Madlen wollte ihn vielleicht dennoch. Darum sagte er fest entschlossen:

„Wenn mich die Madlen lieb hat, dann kommt sie auch so in das kleine Waldhüterhaus; nicht das Haus macht das Glück.“

(Fortsetzung folgt.)

11

## Das Glück.

Ein Märchen von Martin Andersen Mergö.

Es ist eine alte Geschichte — die Mär vom Glück, das gerne dem Armen die Hand geben wollte, ihn aber nicht erreichen konnte. Da kam das Glück auf den Einfall, den Weg nach dem Abladeplatz einzuschlagen. Und die, die hübsch stillsüßen, während ich erzähle, dürfen nachher auf den Hof hinuntergehen und den Brotengeruch riechen, der aus dem Keller des Restaurants heraufbringt. Denn auch den kleinen Mägen muß ihr Recht werden!

Weit draußen am Rande der großen Stadt — noch weiter draußen als wir uns befinden — liegt eine finstere, enge Straße, die wie ein Spalt in der schwarzen Erde ist. Sie ist immer feucht und fettig auf dem Grunde, so sehr die Sonne auch anderswo scheinen mag. Wenn man von dem hellen offenen Lande herkommt, schiebt die Straße plötzlich mit zwei ungeheueren Giebeln vor einem auf, bei deren Anblick es einem wohl kalt den Rücken hinablaufen kann; es ist, als beginne man den Abstieg zur Unterwelt. Und die Straße wird immer dunkler und feuchter bei jedem Schritt, den man tut, und mündet weit drüben auf einen großen Kirchhof. Aus jedem Fenster der Straße kann man ihn sehen, er versperrt die Aussicht wie eine ganz neue Welt, in der die Menschen sich endlich so eingerichtet haben, daß alle gleich viel bekommen; aber ein behaglicher Anblick ist es trotzdem nicht. Schöner ist es, den Kopf nach der anderen Seite zu drehen. Dort draußen leuchten Luft und Land wie ein Strich von Feuer, und man könnte sich recht gut einbilden, daß der Spalt da draußen die enge Pforte sei, die zur Herrlichkeit des Himmels einführt. Aber es ist bloß das Dasein, das dort beginnt! Die Straße ist unter den beiden ungeheueren Giebeln jaß abgehackt, so daß die Fußsteige und Kinnsteine in die bloße Luft hinauszurücken, und springt man ein wenig weiter, so ist man auf dem offenen Lande.

Seht, dort gehen Sonne und Wind Tag für Tag umher, und die Erde steckt ihre nackte Rückseite wie einen gelben Lehmnollen in die Luft, ohne sich auch nur mit einem Grashalm zu bedecken. Nichts, nichts als Lehm. Und der Herrlichkeiten, die man daraus verfertigen kann, ist kein Ende: Festungswerke und Parkanlagen — und richtige kleine Menschen, denen bloß das eine fehlt, daß der liebe Gott ihnen nicht ein wenig Odem eingeblasen hat.

Dann kommt da draußen das Grün: große webende Wäschel von Kesseln und Schierling, Wermut — für Brantwein — und Kamille, den man gegen Erkältung trinkt. Die Natur hat wahrlich nicht damit gespart. Das alles wächst in grünen, blühenden Strängen empor um große, bläulichrote Häufen von Schlacken und um Berge von Mauererschutt, es breitet sich üppig aus auf den giftigsten Flecken und verwandelt die schlechten Stoffe in bittere Heilmittel. Dort steht ein ausgeschachteter Baugrund halb voll Wasser; auf Größbreitern kann man hier segeln und regelrechte Seeschlachten liefern, und da drüben liegt ein eingefriedigter geheimnisvoller Platz, der sehr spannend nach dem Beduß der Hölle riecht. Leider steht über der Einfahrt geschrieben: „Zutritt verboten!“

Und wenn das das Ganze gewesen wäre! Aber außen herum liegen noch die großen herrlichen Abladeplätze, wo so vieles sich ein

Stellbischein gibt. Jeden Tag fahren Hunderte von gewaltigen Wagen alles hierher, was nichts mehr taugt — ohne Ansehen der Person. Vieles davon erkennen wir wieder, und wir wissen, wem es gehört hat. Das Dredbündel dort sind Schnaps-Waldes abgelegte Dosen; sie sind beinahe so schön wie sie immer gewesen sind; wir können regelrecht zählen, wie oft die Plakthunde ihm an die Beine gefahren sind. Aber worin sind sie denn eingewickelt? — In einem langen gelblichen Darm? Das ist ein Flor, liebe Kinder, mit Flitterstaal! Vielleicht hat der bei einem Hoffest gegläut. Jetzt schmückt er nicht einmal Schnaps-Waldes alte Schäfte mehr.

Hier kann man die Herrlichkeiten der ganzen Welt miterleben. Denn hier enden die Dosen, wenn die Füllung verspeist ist; noch kann man an der Bemalung sehen, was die Dosen enthalten haben: die Bilder von den seltenen Früchten und Tieren sind wie eine Reise um die Erde im Dunkel der Nacht. Nichts fehlt hier! Der Stern vom letzten Kotillon ragt aus dem Aschenhaufen hervor, hier und da noch mit etwas Vergoldung in den Falten, und zu oberst auf einem Rehrichthausen liegt das zerbrochene Namensschild irgend eines wohlhabenden Mannes.

Gewiß hier ist euer Spielgarten und ihr dürft euch daran erfreuen. Die Türplatte des Staatsrat kann Mutter verwenden, und die Champagnerflaschen will niemand kaufen. Dieser Garten kommt gleich nach dem Garten des Paradieses, so großartig ist er, und der liebe Gott selber geht darin umher und wühlt in den Rehrichthausen, um zu sehen, ob etwas Wertvolles mit in den Schmutz gewandert ist. Dann schiebt er es wieder zurück und läßt es diesmal von unten auf Dienst tun — denn so ist er. Ihr laßt, ihr kleinen Dummköpfe — ihr seid selber mit dem Feuerhaufen umhergegangen und habt ihn nicht gesehen? Aber Peter und seine Schwester haben in einer richtigen Herrschaftswiege ohne Gängel gelegen, die ihr Vater da draußen gefunden hat — darum sind sie ja auch so wohl erzogen! Und woher hat die Mutter des kleinen Karl wohl das eiserne Bett und die Matraze vor vorigen Jahr bekommen? — Ihr könnt die Dinge ruhig nach Hause schleppen, aber der liebe Gott hat zuerst der Polizei einen kleinen Stoß gegeben und gesagt: Seht da sind so ein paar arme Kinder. Laßt sie behalten, was sie finden!

Auch Gold und Silber wandern dort hinaus; aber davon schweigen wir still, damit nicht die Wohlhabenden herkommen und danach zu graben anfangen. Diese Dinge gehören dem Glück; unten im Schmutz liegen sie und wachsen, zum Troste für uns. Und eines schönen Tages tauchen sie zum Lichte empor — wie damals, als der Peisfuß emporschob mit einem goldenen Fingerring um die rostrote Spitze!

Und Geld — das ist in Menge zu finden! Wenn man all das Geld hätte, das in Jahr und Tag mit dem Rehrichthaus wandert, so wäre man sicher ein gemachter Mann. Aber es läßt sich nicht gut unterscheiden vom Schmutz! — — —

Die lange Straße gehörte bis vor ganz kurzem einem einzigen Manne. Sie hatte die schlechtesten Wohnungen in der ganzen Stadt und lieferte die größte Mietseinnahme; darum mieteten sich nur die Allerärmsten hier ein — die die Mittel zum Aergsten haben müssen. Aber trotzdem war immer alles besetzt. Die trostlosen Hausreihen leuchteten über der engen Kluft wie zwei Vogelfelsen, wo, Loth an Loth, in sieben Reihen übereinander, seltsam zergaunzte Wesen ihrem Brutgeschäft oblagen. Der Spalt hatte seine eigentümliche Luft, die ihr recht gut kennt, und in der Nacht strömte die Finsternis auf seinem Grunde wie in einer Kloake dahin. Aber dort unten lebten über tausend Kinder, die zersprengten das elende Dasein und schoben die grauen Mauern beiseite. Es gab Zeiten, wo die Kluft einem summenden Bienenkorb gleich. Da lärmt die Kinder, und Mütter trösteten und Mütter schälten. Die Luft sang von den Freunden und Sorgen der Kleinen und dem Kummer der Eltern, so lang wie der Tag war.

Das mochte nun alles recht gut sein; aber da kam eines schönen Tages der Hauswirt auf den Einfall, daß die Straße von nun an eine feine nette Straße sein solle. Und das sollte dadurch erreicht werden, daß man allen den Mietern kündigte, die Kinder hatten — als ob nicht gerade ihr Kinder das Ganze erst festlich machte! Es sollten ja nun andere kommen und sich einmieten, die keine Kinder hätten. Aber man kann ebenso lange nach reichen Leuten ohne Geld suchen wie nach armen Leuten ohne Kinder. Also da fiel der Hauswirt schon herein.

Aber das ist keine Sache, denn dies hier ist eine Geschichte vom Glück, und jetzt fängt sie an.

Jeden Monat fraß die Kündigung sich um zwei Hausnummern in der Straße vorwärts, und jetzt war sie bis zu Nr. 10 gelangt. Hier wohnten die Leute, von denen ich erzähle will — oben unterm Dach. Und es war Winter und früh am Morgen. Im Dunkel draußen tuteten ein paar Fabrikpfeifen.

Erstüden dumpy lag die Finsternis über der kleinen Stube, und in dies Dunkel hinaus siderten die verschiedenen Atemzüge, als ständen ringsum in den Winkeln kleine Maschinen, von denen jede nach ihrer eigenen Melodie arbeitete. Da waren der Kinder weiche, flötende Atemzüge, die einen an junge Vögel erinnerten, die singen lernen — und das Atemholen eines Erwachsenen, das die Müdigkeit in langen, kräftigen Stößen verjagte. Ein kurzer, hastiger Atem schnitt hinein wie ärgerliches Klappen, und aus dem Winkel unter den schrägen Balken drang nicht bloß Atmen herüber, sondern das Leiden selber, das die Stunden der Nacht geduldig zählte.

Plötzlich stockte der kräftige Atem, eine Hand tastete nach den Streichhölzern. Die kleine Flamme beschien eine schräge Kammer mit zersehelter Tapete und eine starkgebaute Frau, die aufgerichtet im Bette saß und nach dem Fleck an der Wand leuchtete, wo die billige Schweizeruhr zu hängen pflegte. Im Bette neben ihr lag ein Mann mit eingefallenen melancholischen Zügen und starrte ins Leere.

„Es hat noch nicht sechs gepfeifen,“ flüsterte er.

Mit einem Fluch warf sie das Bündholz fort und begann sich im Dunkeln anzukleiden.

„Willst Du schon fort?“ erklang seine Stimme kurz darauf.

„Du hast noch reichlich Zeit.“

Sie antwortete ihm immer noch nicht. Dann fragte sie plötzlich: „Wieviel habt Ihr für die Uhr bekommen?“

„Fünfzig Dere.“

Sie lachte hart: „Das wird ja schön reichen, um eine Wohnung zu mieten. Ja ja, das Armenhaus steht einem ja immer offen; wozu soll man sich also Sorgen machen! — Ob ich fort will? Will? Als ob man nur, um sich Bewegung zu machen, den Dreck der Leute wegsehert. Es fragt einen wohl niemand, ob man will.“

Sie murmelte noch allerhand vor sich hin. Der Mann antwortete nicht; er wußte, daß sie es gut mit ihnen meinte; dies war nur der letzte Müdigkeitsrest von gestern, der heraus mußte. Sie versorgte die Familie; und es war verständlich, daß sie von Zeit zu Zeit das Bedürfnis hatte, sich Luft zu machen! — Sie hörte ja von selbst wieder auf.

Nun wirtschaftete sie in der Küche herum und schaffte Ordnung für den Tag; das Licht fiel durch die Türspalte herein und zog eine dünne Scheidewand von Feuersdämpfen durch das schwüle Dunkel. Dann kam sie in Mantel und Kapuze zurück und ging zu dem Manne hin.

„Nun sei vernünftig und bleib liegen, bis es hier ordentlich warm ist,“ sagte sie und stopfte mit ihren harten Händen das Bettzeug um ihn fest. „Nach Dir nur keine unnützen Gedanken. Frau Peterchen ist Manns genug, um uns Brot zu schaffen — und auch ein Dach über den Kopf.“

„Mutter, drüben in der Bürgerstraße über'n Hof ist eine großartige Wohnung mit Glasbauer frei! Da könnte Vater so schön sitzen, wenn die Sonne scheint,“ sagte ein Knabe unten vom Fußboden her. „Sie kostet fünfzehn Kronen, und sie verlangen die Miete für einen Monat voran.“

„Ja, so 'ne feine, spazigel!“ bestätigte eine Kinderstimme, die nach einer kleinen Weile hinzugabte: „Und wahr ist es!“

Die Mutter antwortete nicht; sie ging zu dem alten Sofa hin und rüttelte an einem schnarchenden kleinen Klumpen. Das war die erwachsene Tochter Trine; sie gab sich bloß den Anschein, als ob sie schlief.

„Du sorgst mir dafür, daß es ordentlich warm hier ist, bis Vater aufsteht! Wir haben doch noch Koks? Sonst muß der Junge fort und welchen zusammensuchen, sobald es hell wird. Ein paar Späne zum Anzünden kannst Du wohl in der Kumpelkammer von der Wand abbrechen, — wenn Du vorsichtig bist und keinen Lärm machst. Auf dem Tellerbrett liegen zehn Dere für Milch zu Mittag; Du kannst das alte Brot hineintun, das ich gestern mitgebracht habe. Und hüte Dich, Deinem Vater unartige Antworten zu geben oder Deine kleinen Geschwister zu schlagen! — Seid alle drei recht brav, dann werd' ich Euch zum Abend etwas Gutes mitbringen — Bratwurst vielleicht!“

Sobald die Tür hinter Mutter ins Schloß gefallen war, steckte Trine den Kopf aus dem Bettzeug hervor und gab ein paar ärgerliche Laute von sich. Dann kroch sie unter die Decke zurück, und während der nächsten zwei Stunden brütete wieder der Schlaf über der kleinen Wohnung. — — —

Der Tag brach an. Peter, der acht bis neun Jahre alt war, kniete vor dem Ofen und war im Begriff, Feuer anzumachen; und der kleine Rasmus saß auf dem Fußboden und kleidete sich an. Auf dem Sofa lag Trine auf allen Vieren und schalt Peter aus, weil er den Koks nicht anzuzünden verstand. Sie war vor purer Vereiztheit ganz auf die Kante des Sofas gekrochen, der verkrüppelte Rücken tagte in die Luft hinauf, und die Augen funkelten unter dem gotteligen Stirnhaar. Sie glich einer wütenden Rake.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kunstbücher.

Es ist schon richtig: das Wort ist ein ungeheures Mittel, um das Wesen und die Schönheit von Bildern, Gebäuden, Steinernen oder bronzenen Figuren zu deuten und zu preisen. Worte können immer nur umschreiben, können nur die Eindrücke schildern, die das Kunstwerk auf den Schreibenden, der zuerst ein Betrachtender war, machte. Sinegen: Abbildungen, objektive Wiedergaben, Photographien, das sind die Zauberer, die selbst das komplizierteste Abbild und die schönste Architektur mit einem einzigen Schläge einfangen, festhalten und für alle Zeiten jedermann lesbar bewahren. So laßt uns über die Künste wenig reden und desto mehr von ihnen zeigen. Eine feine Weisheit; die aber leicht mißbraucht werden kann. Denn erstens ist das Wort denn doch kein so plumpe Ding, daß es nicht eindringen könnte in

die Geheimnisse des Kunstwerkes, daß es nicht mehr zu sehen vermöchte als die Linse des mechanischen Apparates. Das Wort hat eine Schlüsselkraft und kann aufstun, was eben noch stumm schien. Das Wort zerreißt und durchdringliche Vorhänge; es überspringt unendliche Entfernungen durch das Mystrium des Vergleiches, der Zerlegung, der Reihenbildung. Und zum zweiten: der photographische Apparat an sich tut es gewiß nicht; es kommt darauf an, wer ihn einstellt. Die Photographie kann ein schauerlich Ding sein. Gerade sie entscheidet sich durchaus an dem Wie: unter welchem Winkel, von welcher Seite, in welchem Ausschnitt, bei welchem Abstand. Ferner: die Auswahl charakterisiert; welche Kunstwerke von den vielen und wievielen gezeigt und wie sie nebeneinander gestellt werden, davon kann das Werturteil, aber auch das Vergnügen an dem künstlerischen Wesentlich beinflusst werden. Daraus folgt, daß auch hinter den Bilderbüchern der Kunst immer ein Mensch stehen muß, ein Kenner, einer, der die Kunst liebt und erlebt. Nur wenn solchen Sinnes eine Persönlichkeit das Bilderbuch organisierte, kann es wahrhaft dazu helfen; die Kunst den Menschen näher zu bringen. Bücher dieser Art sollen jetzt empfohlen sein.

In der von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Sammlung „Klassiker der Kunst“ erschien als neunzehnter Band: *Max Liebermann. Es ist gewiß problematisch, das Werk eines Lebenden wie ein bereits abgeschlossenes zu betrachten. Man kann nie wissen, was noch kommt; eine gewisse Eichen verbietet den Blick hinter die letzte Kulisse. So hastet auch an diesem Liebermann-Album seine Zeitlichkeit, ein Nest von Aktualität; immerhin, es ist zugleich der Anfang eines Einganges in die Geschichte der Kunst. Es hat doch seine Reize, so blätternd zu sehen, wie dieser Lebende, dessen Arbeit mitten im Alltag steht, langsam wuchs, wie er sich aufbaute und zur Reinheit seines Wesens den Weg fand. Von 1867—1911: Welch Katalog an Werken, welche zähe Ausdauer, welche Leidenschaft, welche Logik. Dazu schrieb Gustav Pauli, der Direktor der Bremer Kunsthalle, einen sehr feinen Begleittext. Er sieht in Liebermann den stärksten und intelligentesten Vertreter des Impressionismus in Deutschland. Er sieht in ihm nicht nur den Berliner, auch den deutschen Maler: „Gott sei Dank ist nun aber das deutsche Wesen so weit und so vielseitig, daß es außer den patriotischen Gevattern auch noch andern Naturen Raum gewährt. Deutsch sind nicht nur der Lühne, spekulative Gedanke, die ahnungsvolle Mystik und die schwärmende Gefühlseligkeit. Deutsch ist auch die Freude am Objekte, deutsch ist der zähe Wille, und deutsch ist jene Schamhaftigkeit, die ein starkes Gefühl verbirgt, indem sie es meistert.“*

In der gleichen Sammlung erschien als zwanzigster Band: *Hans Holbein d. J. Wir bekommen 252 Abbildungen nach den Gemälden dieses deutschen Meisters, der, wie der Herausgeber Paul Ganz eindringlich berichtet, seine entscheidende Erweckung in Italien erlebte: „was Mantegna in der Kapelle der Eremitani zu Padua als erster zustande brachte, die bei wachsender Distanz sich verkleinernde Darstellung der Figuren, hat Bramante überall in seinen Fassadenmalereien angewendet und in einem großen Kupferstich für den Ateliiergebrauch der Künstler niedergelegt. Diese Werke muß Holbein studiert und ihnen eine auf starke plastische Wirkung ausgehende, harte Lichtführung abgesehen haben.“ Ein Blick auf die Bilder der Frühzeit beweist die Richtigkeit solcher Analyse; wir sehen, wie Holbein seine Hintergründe aus italienischen Architekturen komponiert, wie er zuweilen durch die perspektivischen Virtuositäten, das eigentliche Thema seines Werkes, die Figur, verdrängen läßt. Weiterhin berichtet Ganz mit knappen Worten über das Lebensschicksal des in Basel angelegenen Malers, wie er durch die Gleichgültigkeit seiner Landsleute gezwungen wird, davonzureisen, wie er, durch Erasmus von Rotterdam empfangen, nach England kommt, um dort in verschiedenen Zeitabschnitten eine Chronologie der bedeutenden Männer zu malen. Holbeins erstes Bildnis der englischen Zeiten zeigt den Kanzler Thomas Morus; den Ausgang bilden die Bilder von Heinrich VIII. und dessen wechselnden Frauen. Manah einer dieser Köpfe fiel unter dem Weile des Henkers; man spürt etwas von dem ewigen Leben, das durch die Objektivität der Kunst dem Vergänglichen gegeben werden kann.*

Sehr interessante Uebersichten gibt „Die Kunst in Bildern“, die neben 80 Seiten Text an 200 Vollbilder in jedem Bande bietet. Bisher sind erschienen: die Frührenaissance der italienischen Malerei von Mich. Hamann und die altniederländische und die altdenische Malerei von Ernst Heidrich (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Gutgewählte Abbildungen machen uns mit dem vielfältigen Material vertraut. Durch ein eigenartiges Verfahren kommen wir einzelnen Bildern besonders nahe: es wurden zu einem Teil nicht die ganzen Bilder, sondern Ausschnitte daraus reproduziert. Das wirkt mitunter geradezu überraschend, ja verblüffend. Man glaubt im ersten Augenblick ein modernes Bild vor sich zu haben. Ein Ausschnitt aus Pieter Brueghels „Schlaraffenland“ läßt uns an Paradies denken; die Maria Magdalena aus der Kreuzigung des Grinewald ist wie ein Grecco, wie ein großer Unbekannter zwischen Munch und Beckstein. Diese Methode der Ausschnitte, wie das Auge eines modernen Menschen sie liebt, hat ohne Zweifel ihre Gefahren; der Zeitcharakter der alten Bilder wird ein wenig getrübt. Andererseits lernen wir durch diese Details das Ganze besser erfassen. — Wie alles, was bei Diederichs erscheint, sind auch die beiden Heidrich-Bände sehr schön gedruckt.

Auch B. Spemann, Stuttgart, verlegt eine Sammlung von Ab-

meistern der Kunst; unter der Leitung von Richard Stettiner erschien als erstes Heft: *Giorgione* mit einigen erläuternden Worten von Georg Gronau. Die Abbildungen zeigen gute Formate, sie wirken deutlich, wenn auch des weißen Papiers wegen ein wenig kühl. Der Text ist ein Dolmetisch für die musikalische Phantasie und die schöne Sinnlichkeit des venezianischen Malers. In der Tat: Giorgione war ein Wenigepunkt, das zeigt am besten das Entsetzen des Vasari, der gar nicht begreifen kann, wie man solche lockeren Einfälle, die gar keine ordentlichen Geschichten, auch keine Berichte über die Taten hervorragender Persönlichkeiten seien, überhaupt malen könne. Schon damals kurrte die Akademie gegen die Kusgelfassenheit und das jubelnde Temperament, der ewig jungen Kunst.

Als Volksausgabe erschienen bei Hegel u. Schade in Leipzig drei Hefchen mit Zeichnungen von Ludwig Richter. Die gemüthvolle Art des redlichen Großpapas läßt sich auch heute noch in geruchsamere Mühe genießen. So ganz freilich gehört Richter nicht mehr unserer Welt. Dagegen gibt es einen anderen, der früher lebte, schon zu den Zeiten Goethes, das war ein ganz verfluchter Kerl. Er heißt Rudolf Töpffer und hat so etwas wie Bilderromane gemacht; krause Geschnisse, ganz tolle Abenteuer, Luftspünge, Leibesverrenkungen, groteske Heldentaten mischt er unter einander und durch einander, den Spießern zum Lohn und den Weisen zum Gelächter. Dabei zeichnet er mit einer Sicherheit, die durch das Knittrige des Striches nur noch überraschender wirkt; unbedingt hat Töpffer die großen französischen und englischen Zeichner gekannt, er hat aber ganz etwas Neues daraus gemacht. Er schreibt eine Psychologie der Mut, der Dummheit, der Verliebtheit, des Gelehrtendünkels, der Bureaokratie und des geordneten Staatswesens. In einem der Wändchen, das die Weltreise heißt, kommt eine Szene vor, die in der Komik der Zeichnung weit besser als das meiste ist, was heute unsere politischen Witzblätter zu zeigen haben: Jemand, der eine Uniform trug, zog sie aus, um zu baden. Er hing die Uniform an einen Baum und stellte die bewaffnete Macht, die aus zwei Dummerjanen besteht, zur Wache. Und nun geschieht es; der Wind faßt die leere Uniform, ein Aermel bewegt sich, da macht die bewaffnete Macht: Reht, marsch marsch. Bei einer neuen Bewegung macht die bewaffnete Macht: Stillgestanden, präsentiert das Gewehr. Der Wind ist freisch, also läßt die bewaffnete Macht: Laden, fällt das Gewehr. Und so fort. In dem gleichen Wändchen träumt ein Drischelge eine großartigen Amtsträum; wir sehen ihn auch: 8504 unbekanntes Gelegenheitswiese brodeln in einem pergammentnen Kessel, an dessen Wänden klettern 82 Schreiberlein herum, die überlaufende Brühse abzuladen. In einem andern Wändchen „Das lede Lüstchen“ wird übermäßig verschildert, wie ein Hund aus den Wolken auf einen Zeigertelegraphen fällt, und: sogleich beginnen die Telegraphen auf allen Wintern leicht zu schwanken. Sofort werden vom Auswärtigen Amt Eilboten abgeschickt. Die Schindermäher schießen im Galopp, eine ganze Herde runder Köter jagt mit. Und: sogleich schwanken auch die ausländischen Telegraphen; sofort sind die Blätter voll von allerlei Nachrichten; die Politiker sehen einen unheilvollen Zwist unter den fünf Großmächten; die Fabriken schließen; der Minister teilt mit, daß 800 000 Mann die Grenze bedrohen, große Manöver werden veranstaltet; die Arbeiter bekommen Hunger; es wird geredet, daß sich die Leute nicht an den Ereignissen beteiligen mögen, daß sie nach Hause gehen sollten; zum Schluß: die Bürgerwehr bringt die Menge durch gutes Zureden auseinander, nämlich: durch die Bajonette. Das alles sehen wir in dünnen, scheinbar blöden und doch scharf schneidenden Strichen; man denkt an Daumier, man sieht einen Vorläufer von Wilhelm Busch. Diese lustigen, zeitgeschichtlich überaus interessanten und heute wieder ganz lebendigen Hefchen, deren jedes mehr als 200 Zeichnungen zählt, sind für 1,80 M. das Stück (Verlag Erich Baron, Berlin) zu haben.

Der Lustigkeit möchte Wilhelm Richel einen Beitrag bringen; er sammelte in einem bei R. Pieper u. Co., München, erschienenen Hefchen Bilder zum Teuflichen und Grotesken in der Kunst. Wir begegnen bald mit Grausen, bald schmunzelnd, gar gräßlichen, gar frechen Tollheiten. Der Frage einer buddhistischen Göttin, dem Rückwärtsgeicht eines Wasserspeiers vom Freiburger Münster, den Karikaturen des Lionardo, den Wildheiten des Höllebrueghel, den Totentänzen, den Teufelkaden; wir bliden in eine Schnapsgasse, wie sie Hogarth mit gräßlicher Realität zeichnete, wir sehen einen Gefängnißhof von van Gogh, einen Nord von Valloton, die dämonischen Träume Goyas und dann wieder den brasilischen Satansklimmel, wie ihn Thomas, Theodor Heine aus Bronze schweißte. Diese Versammlung der Unter- und Leberirdischen, der Hegen, Saufbolbe und Bampyre, hat manches Antegende, man möchte Hoffmann lesen, den Teufelstein, oder Poe, den Jongleur des Brauens.

Die Freude an alten Städten nimmt zu; die Deutschen lernen wieder die Schönheit ihren einsamen Orte kennen. Die Städtchen, die heinahe verloren schienen, die über Italien und über dem Nordlap vergessen wurden, möchte man wieder lieben. So ist der Buchhandel nur logisch, wenn er kleine Führer durch das unbekanntes Deutschland herausgibt. Bei Pieper, München, erschien von Gustav Wolf: die Schöne Stadt Mitteldeutschlands. Soest, Bacharach, Braunfels, Duderstadt, Wüdingen, Weklar, Gera.

Marburg, aber auch Breslau, Löwenberg, Brieg und dann Klauen, Jena, Pirna — Welch Kranz der heimlichen Idylle und der feinen Künste. Die Abbildungen des Büchleins wurden mit großer Liebe besorgt; wir sehen die charakteristischen Gäßchen, die Marktplätze, die Brunnen, die Laubengänge, sehen dazu Ausschnitte aus allen Stadtplänen und Stiche von Merian. Ach, wenn doch die Zeit der Wanderburschen wieder käme! Von solchen Seligkeiten (die unbedingt billiger sind als Reisen in die üblichen Badeorte) erzählt uns auch Georg Hermann in einem sehr spaßig geschriebenen und nett illustrierten Büchlein: Aus guter, alter Zeit (Vita, Berlin). „Leuchtende Stunden“ heißt die Sammlung, zu der das Tagebuch gehört; und es leuchtet uns mancherlei an liebenswürdigen und schönen Dingen. Auch gibt es einige treffliche Bemerkungen, so etwa wenn Hermann schreibt: „daß schon in Würzburg das Sonnenlicht mehr Silber zu enthalten scheint, während bei uns das Gold in ihm vorherrscht; gerade, als ob es sich des Unterschiedes zwischen dem farbigen Ziegelbau, der eine Goldkrönung braucht, um zur Wirkung zu kommen und dem grauen, silbrigen Stein- oder Putzbau, der in weißem Licht am reinsten wirkt, bewußt wäre.“ — Für die „Leuchtenden Stunden“ schrieb auch Johannes Trojan; er erzählt von den deutschen Wäldern. Als ein vielgewandter und fester Trinker, als einer, der die Birke und Tanne, den Eichenbaum und die Lärche lebendig und beseelt sieht. Die Aufnahmen, die uns von der Kurischen Nehrung bis zum Älgäu geleiten, zeigen, daß auch für die Natur der photographische Apparat seinen Sinn und Reiz erst durch den feinsühligen Menschen bekommt. Robert Dreuer.

## Kleines feuilleton.

### Gauzwirtschaft.

**Grünkohl.** Das einzige Gemüse, dem der abnorm heiße Sommer nicht mehr zu Schaden vermochte, ist der Grünkohl. Er ist quantitativ und qualitativ so vortrefflich geraten wie sonst selten. Deshalb sollte dieses kräftig schmeckende und nahrhafte Gemüse öfter als in anderen Jahren auf dem Tische erscheinen. Mit einem Eiweißgehalt von 4 Proz., einem Fettgehalt von 9 Proz., einem Gehalt an Kohlehydraten von 11½ Proz. übertrifft er an Nährwert nicht nur alle anderen Kohlarten — den Rosenkohl ausgenommen — sondern auch alle frischen Gemüse mit alleiniger Ausnahme von grünen Erbsen. Am besten schmeckt der Kohl, wenn er strenger Frost abgenommen hat, da sich unter dessen Einwirkung der Stärkegehalt der Pflanze in Zucker umwandelt.

Es muß die Aufgabe der verständigen Hausfrau sein, dem Grünkohl seinen kräftigen Geschmack und seinen Nährwert durch zweckmäßige Zubereitung zu erhalten. Eine Stunde ist es, ihn abzukochen und den Sud vor der weiteren Zubereitung fortzugießen. Will man gekochten Grünkohl bereiten, so kann man die Blätter, nachdem sie gewaschen und von den Rippen gestreift wurden, in wenig gefalzenerm Wasser anlocken, damit sie sich leichter fein wiegen lassen. Dann erhit man Gänse- oder Schweinefett in einem Topfe, gibt den gedachten Kohl hinein und gießt von dem Kohlwasser hinzu. Wenn er eine Stunde sacht geschmort hat, fügt man auf etwa drei Pfund Grünkohl eine Handvoll Hasergrütze oder Haserflocken hinzu, um ihn feimig zu machen. Unsere Altvorderen süßten den Grünkohl mit Honig. Wir nehmen statt des teuren Honigs Shrup oder Zucker und schmecken ihn hiermit sorgfältig ab. Mit der Hasergrütze vermischt, muß er wenigstens eine Stunde kurz einsimoren. Einen Teelöffel Maggi beim Anrichten hineingegeben, verfeinert das Gemüse. Man kann den Kohl mit kleinen runden Kartoffeln, die abgekocht und in Fett braun gebraten wurden, umgeben und Pöfelsteif, Kasserle Rippespeer, Bratwurst, mageren Speck usw. dazu reichen. In der Zusammenstellung mit Schweinebraten ist er ein beliebtes Weihnachtsessen in vielen Gegenden der Mark.

**Langer Grünkohl.** Der von den Stengeln gestreifte und gewaschene Grünkohl wird nur einige Male durchschnitten. Einen Teelöffel voll Zucker bräunt man in Schmalz, gießt etwas Brühe darauf — man kann mildgefalgene Brühe von Pöfelsteif oder Schinkenknochen dazu verwenden — und läßt den Kohl in 2½ Stunden unter Beifügen von einem Löffel voll Hasergrütze kurz und fastig einsimoren. Ist er nicht süß genug, so würzt man noch mit Zucker oder Shrup.

**Grünkohl Suppe** kann von übriggebliebenem Grünkohl bereitet werden. Hasergrütze oder Haserflocken werden in Wasser gekocht und durch ein Sieb gestrichen. Den Haserfeim vermischt man mit leichter Brühe, die man sich mit Hülfe von Bouillonwürfeln herstellen kann, gibt den gedachten Grünkohl hinein, würzt mit Salz und Zucker und läßt die Suppe noch ein Weilchen sacht kochen. Beim Anrichten kann man Scheiben von Bratwurstresten und einige braungebratene Kartoffeln hineingegeben.

**Grünkohl Suppe auf vegetarische Art.** Grünkohl wird von den Stengeln gestreift, gewaschen und gröblich gewiegt. Ein Teelöffel voll Zucker wird in Fett gebräunt, genügend Wasser dazu gegossen, Salz, ein Löffel voll Hasergrütze, eine Zwiebel und der Kohl hinzugefügt und alles weich gekocht. Dann streicht man die Suppe durch ein Sieb und bringt sie mit einigen Stücken roher Kartoffeln nochmals zum Feuer. Sobald die Kartoffeln gar sind, richtet man die Suppe an. m. kt.